Der Sonntagsgast.

Jahrgang 13. Beilage zum Nebraska Staats-Anzeiger. No. 43.

Ein Sangesfest.

Eine Geschichte aus dem deutschen Vereinsleben von Rodgrich Freymund.

Das war seit Wochen eine Aufregung im Hause des Kaufmanns Stötzel. Frau, Kinder und Magd konnten nicht zur Ruhe kommen und der Hausherr fing an, förmlich nervös zu werden. Ein Glück, daß er genug Wein im Keller hatte, um seinen sinkenden Muth immer wieder neu beleben zu können, wenn ein — ach, nur zu begreifliches — Zagen sich seiner bemächtigte. Stand ihm doch etwas Großes, Unerhörtes bevor, schreckten ihn doch wilde Träume des Nachts aus dem Schlummer, so daß er mit schweißbedeckter Stirn emporfuhr; und dennoch hätte der Vielgequälte diese Pein der Erwartung nicht missen mögen. Eine Empfindung wohlberechtigten Stolzes schwellte seine Brust, und wenn er, hinter dem Ladentisch stehend, nebst anderem Gewürz auch Lorbeerblätter verkaufte, so durchrieselte ihn etwas wie ein süßer Schauer, und er fuhr sich unwillkürlich mit der Hand über den leider bereits sehr kahlen Kopf.

Herr Stötzel war ein kleines bewegliches Männchen, in dessen Innern jedoch große, gewaltige Leidenschaften tobten, unter welchen der Ehrgeiz für die unbezähmbarste gelten durfte. Seit Jahren dem Gesangverein „Silberkehle" angehörend und sich nicht wenig auf den Besitz einer Tenorstimme zu gute thuend, welche er wundervoll fand, obschon böse Zungen behaupten wollten, er stehe mit dieser Ansicht ziemlich vereinzelt da, war er noch nie mit einem Solo betraut worden. Vielleicht intriguirte bisher niedere Eifersucht gegen ihn, vielleicht war sein Talent in unglaublicher Verblendung verkannt worden, denn Kunstkenner gab es ja eigentlich in P.. nicht übermäßig viele. Genug, bei allen Aufführungen hatte er mit seinem schönen Organ den Chor verherrlichen müssen. Als aber Herr Stötzel endlich, mit Recht entrüstet, erklärte, austreten zu wollen, da lernte man erst einsehen, welche Perle der Verein an ihm besessen und suchte den Erzürnten, der bei festlichen Gelegenheiten stets einen großen geräucherten Schinken oder mehrere Gänsebrüste, oder auch wohl umfangreiche Schüsseln mit Hummersalat zur kostenfreien Disposition zu stellen pflegte, zu einer Aenderung seines grausamen Entschlusses zu bewegen. Ein Fels wäre jedoch eher zu rühren gewesen als er.

Man ordnete daher eine Generalprobe an, und der Vorsitzende ergriff folgendermaßen das Wort:

„Meine Herren! In Betracht ziehend, daß Herr Kaufmann Stötzel sich seit Jahren Verdienste, auf die näher einzugehen unnöthig ist, um unseren Gesangverein erworben hat, und daß wir deshalb Alle sein Ausscheiden beklagen würden, schlage ich vor, ihn durch ein Zeichen besonderer Anerkennung aufs Neue zu fesseln. Wir können das meiner Meinung nach am ehesten erreichen, wenn wir ihn ersuchen, bei der Concert- und Theatervorstellung, die wir zum Besten der Ueberschwemmten arrangiren wollen, eine große Arie vorzutragen und zwar im Kostüm. Wer einverstanden ist, erhebe sich von seinem Sitze."

Das geschah fast allgemein, obschon man hier und da ein mokantes Lachen vernahm. Der Redner mochte jedoch denken: „So etwas hört ein Gescheidter gar nicht," und fuhr unbeirrt fort: „Da mein Vorschlag Ihren ungetheilten Beifall findet, so wollen wir nicht länger zögern, sondern sofort eine Deputation zu dem langjährigen und schätzenswerthen Mitgliede unseres Vereins schicken."

So geschah es. Der Kaufmann empfing die Herren erst etwas kühl, ließ sich aber endlich doch erweichen und versprach mit Gönnermiene, um des edlen Zweckes willen, seine Mitwirkung.

Während der nächsten Tage schwelgte er in dem wonnigen Gefühle befriedigten Ehrgeizes und sein Gesicht war so strahlend anzusehen, daß man hätte meinen können, die Sonne sei hinter dem Ladentisch aufgegangen; je näher aber der Zeitpunkt der in Aussicht genommenen Aufführung heranrückte, desto nervöser und unruhiger wurde Herr Stötzel. Seine lebhafte Phantasie zeigte ihm allerlei grauenvolle Möglichkeiten. — Wenn er nicht im Vollbesitz seiner stimmlichen Mittel sein würde! Wenn ihn sein Gedächtniß im Stich ließ — Wenn — — ach Gott, es gab so unendlich viele „wenn"! Aber nun, da die Würfel einmal gefallen waren, galt es dieses feige Zagen männlich zu bekämpfen und er that es mit allem Aufgebot seiner Energie und mit einem Eifer, der ihn sogar die geschäftlichen Interessen vergessen machte, denn anstatt, wie sonst, die Kunden zu bedienen, stand Stötzel jetzt in seinem Zimmer vor dem Spiegel, hüllte sich in den himmelblauen griechischen Mantel und schmetterte: „Zitt're, Byzanzia, Tyrannin der Welten!" Und damit er die Befangenheit, des Erfolges gefährlichste Feindin, überwinde, mußten Gattin, Kinder und Magd als Publikum auf den Stühlen Platz nehmen.

Nachgerade wußten alle Hausbewohner die Arie auswendig. Fritzchen und Moritz, Agathe und Hannchen kröhten sie um die Wette, der Hausknecht pfiff die Melodie, während er Holz hackte, und die Köchin klopfte das Fleisch im Takt und sang dabei mit schriller Stimme: „Zitt're, Byzanzia!"

„Großer Gott, wenn das noch lange so fort geht, fange ich selbst zu zittern an, aus Angst vor einem unvermeidlichen Ohrenleiden," klagte Frau Sabine endlich. „Bist Du denn toll geworden, Mann? Das ist ja um den Verstand zu verlieren. Höre doch auf!"

„Es scheint Dir wenig an dem Erfolg Deines Gatten zu liegen," tadelte er mit strenger Miene. „Mir ist dieses erste Auftreten als Solosänger sehr wichtig und daher kann ich leider auf Deine allzu empfindlichen Ohren keine Rücksichten nehmen. Ich wünsche mit Ehren zu bestehen."

„Bis es soweit ist, wirst Du keinen Ton mehr in der Kehle haben."

„Das lasse gefälligst meine Sache sein. Kümmere Du Dich um Kinderstube und Küche."

„Kann ich es denn, wenn ich immer hier sitzen und zuhören muß? — Ich bin aber auch viel zu gutmüthig und sollte mich nicht zu Allem zwingen lassen."

Zornig stürzte die sonst so Friedfertige aus dem Zimmer und herrschte, in die Küche tretend, der in einem Casserol umherrührenden und dabei das ominöse Musikstück summenden Guste energisch zu: „Still mit dem ewigen Singsang!"

Die Erschrockene verstummte, doch auch in dem Gemache des Hausherrn wurde es unheimlich ruhig und nach einiger Zeit glaubte Sabine leises Stöhnen zu vernehmen. Besorgt öffnete sie die Thür und eilte mit dem Entsetzensschrei: „Ja, um aller Heiligen willen, Rudolphchen, was ist Dir denn?" auf den Gatten zu.

Dieser war in einen Lehnstuhl gesunken und ächzte mit ersterbender Stimme: „Schnell, schnell — ein Glas Wein — oder eine Tasse Bouillon mit Ei — aber nur etwas Stärkendes!"

Das Verlangte wurde gebracht, und nachdem er es genossen hatte, erwiderte Stötzel auf die eifrigen und ängstlichen Fragen seiner Frau:

„Eine plötzliche Ohnmachtsanwandlung, — — ich reibe mich auf — ich gehe zu Grunde — die Erregung bringt mich um."

„Lieber Himmel! dann sage doch ab!"

„Pfui, Sabine! Soll ich mein Wort brechen? Soll ich die Festesfreude stören?"

„Nun, wenn sie so lange ohne Dich fertig geworden sind, wird es wohl jetzt auch gehen. Uebrigens erzählte ja der Uhrmacher Meyer neulich erst, daß er die Arie bereits mehrmals gesungen habe. Er könnte ja für Dich einspringen."

„Einspringen? — Er, mein Todfeind, für mich einspringen?" rief Stötzel erblassend und sprang selbst vor Zorn auf. „Ja, das könnte mir passen! Den Triumph möchte ich gerade dem arroganten, unausstehlichen Menschen bereiten! Ha, ha! Da kennst Du mich schlecht. Verzehren soll er sich vor Neid und Aerger! O nein, ich weiche nicht zurück, schon der Gedanke an ihn giebt mir Muth und Entschlossenheit wieder. Du sollst mich nicht mehr schwach sehen, Sabine." —

Der mit Sehnsucht und doch mit geheimer Schauer erwartete Tag der Aufführung kam endlich heran. Feuerrothe Plakate verkündeten an allen Straßenecken, zu welch' großer That der Gesangverein „Silberkehle" sich aufgerafft hatte, um die Noth leidender Menschenbrüder zu lindern. Der ziemlich geräumige Saal des Gasthofes „Zum blauen Fuchs" war mit Tannenreisig und buntem Fähnlein schön geschmückt und die kleine Bühne mit Guirlanden verziert. Stötzel hatte zwei Körbe mit ausgesuchten Delikatessen und Wein hingeschickt, befand sich jedoch in einem Zustande, der aller Beschreibung spottete.

„Mein Organ hat heute keine Fülle, kein Metall," klagte er, bald hohe und bald tiefe Töne ausstoßend und dazwischen rohe Eier verzehrend. „Auch steigen mir jetzt wieder Zweifel hinsichtlich der Darstellung auf. Ich weiß nicht, ob meine Bewegungen imponirend genug sind, ob ich meinem Gesicht den überzeugendsten Ausdruck wilder Rachegier gebe."

„Ach ja, Rudolphchen," beeilte sich Sabine zu versichern, die einen Braten auf dem Feuer hatte und wie auf Kohlen stand.

„Du sagst immer nur: ‚Ach ja!' weil es Dir so am bequemsten ist," zürnte Herr Stötzel. „Ich verlange aber die Theilnahme und Unterstützung, die ich von meiner Gattin zu fordern berechtigt bin. Hier setze Dich hin und — —"

„Aber die Guste ist im Stande und läßt den Braten anbrennen."

„Ach was, Gustel" Reiße mich nicht aus der Illusion!"

„Du willst doch zu Mittag essen."

„Daran denke ich gegenwärtig sehr wenig. Ich werde noch einmal eine Art Generalprobe abhalten und — — was horchst Du immer nach der Thür?"

„Mir war es eben, als hörte ich in der Küche zischen und prasseln."

„Wende Deine Aufmerksamkeit jetzt gefälligst meinem Gesange und meiner Aktion zu!"

„Ja, ja, da sitze ich! Fange an!"

Nach mehrmaligem energischem Räuspern begann Herr Stötzel neuerdings los zu schmettern, unterbrach sich aber plötzlich und fragte:

„Nimmt es sich denn gut aus, wenn ich bei den Worten: ‚Zitt're, Byzanzia!' den rechten Arm drohend erhebe?"

„Natürlich! Das würde wohl ein Jeder thun."

„So? — was ein Jeder thäte, ist mir zu gewöhnlich. — — Soll ich nicht lieber mit geballten Händen vorwärts stürzen? So, zum Beispiel?"

„Ja, ja, das ist prächtig! Dabei mußt Du bleiben."

„Ich denke aber doch, es sähe noch großartiger aus, wenn ich wie Napoleon I. die Arme verschränken und düster vor mich hinblicken würde."

„Wirklich — ja — das ist etwas ganz Besonderes. — Guste, gieße einen Löffel Wasser darauf!"

Die letzten Worte rief die besorgte Hausfrau schnell zu der Thür hinaus, der Köchin zu.

„Sei doch bei der Sache!" tadelte Stötzel. „Vielleicht wäre es noch effektvoller, wenn ich mir wie ein vor Wuth halb Sinnloser in die Haare fahre? — Doch nein — nein — das nicht — das lieber nicht," fügte er hinzu, sich rechtzeitig erinnernd, daß es ihm aus guten Gründen nicht wohl möglich sein würde, solches zu thun. „Nein, ich bleibe dabei: die Arme verschränkt, den Blick finster — — und zwischen den Zähnen drohend hervorgepreßt: Zitt're Byzanzia!"

„Wunderbar! Ganz wie Napoleon auf dem Bilde, das wir neulich gesehen haben."

„Ich dächte, er hätte den Fuß weiter vorgestreckt."

„Nein nein! Es ist vortrefflich so. Ruhe Dich jetzt nur aus und lasse mich nach dem Braten —"

„Es scheint mir aber doch, daß die Stellung nicht ganz richtig ist, und daß ich diesen Fuß weiter vorstrecken müßte."

„Meinetwegen strecke ihn bis in's andere Zimmer! Da dringen ja wahr Dampfwolken durch den Thürspalt herein. Wußte ich doch, daß was passiren würde!" kreischte Sabine und stürmte, alle Möbel aus dem Wege stoßend, hinaus, um zu retten, was noch zu retten war. Allein sie kam zu spät. Ein schwarzes, wie ein Krater rauchendes, unkenntlich gewordenes Etwas lag an Stelle des schönen saftigen Stück Fleisches in der Bratpfanne.

Ach, das gab eine böse Scene zwischen der jammernden Hausfrau und dem aufgeregten Gatten! Immer erbitterter wurden die Klagen und Vorwürfe, bis Herr Stötzel, nachdem er anstatt des verunglückten Mittagessens noch drei rohe Eier zu sich genommen hatte, endlich mit zornbebender Stimme erklärte:

„Ich habe keine Lust, mich heute, wo ich meiner ganzen Kraft und Sammlung bedarf, halb todt zu ärgern. Sorge dafür, daß der Korb mit meinem Kostüm spätestens bis um sechs Uhr in den Gasthof „Zum blauen Fuchs" geschickt wird. Was mich betrifft, so werde ich mir irgendwo einen stillen Platz suchen, wo ich mich ungestört auf den wichtigen Abend vorbereiten kann."

Krachend fiel die Thüre hinter ihm zu. Vergebens harrte Sabine auf sein Wiedererscheinen und als sie — entschlossen, die Hand zur Versöhnung zu bieten — den Erzürnten suchte, war er nirgends zu finden.

Da saß sie trübselig in ihrem Zimmer, wandte aber erwartungsvoll den Kopf, als nach ungefähr einer Stunde rasche Schritte nahten. Allein nur der Hausknecht erschien und fragte verlegen lächelnd ob es noch etwas zu thun gebe.

„Ach so — es ist Sonntag!" sagte Frau Sabine melancholisch. „Tragen Sie nur den Korb mit den Kleidungsstücken in den „Blauen Fuchs" und dann sind Sie frei. — Das Waarenhaus ist aber doch geschlossen?"

Es stand ganz am Ende des zweiten großen Hofes.

„Ich will gleich einmal nachsehen," versicherte Anton.

Nach zehn Minuten kam er zurück, legte einen Schlüsselbund auf den Tisch und sagte:

„Die hat der Herr heute stecken lassen. Das erste und zweite Hofthor habe ich auch gleich zugesperrt."

„Schon recht. Gehen Sie nur."

Vergebens harrte Sabine und blickte alle fünf Minuten aus dem Fenster. Der beleidigte Gatte kam nicht. Er mußte sich schon in das Gasthaus, welches zum Schauplatz seiner Triumphe werden sollte, begeben haben und es blieb ihr nichts anderes übrig, als dasselbe zu thun. Wie wurde der ohnedem so tief Besorgten jedoch zu Muthe, als sie, den „Blauen Fuchs" betretend, sich von allen Seiten fragen hörte:

„Ja, wo ist denn Herr Stötzel? Warum kommt er nicht? Er müßte doch längst da sein."

„O Himmel! Ich glaubte ihn hier zu finden!" rief sie. „Kurz nach drei Uhr ging er schon aus dem Hause."

„Nun, da wird er einen Bekannten getroffen haben und sich etwas verspätet," beruhigte der Vorstand des Vereins, Herr Bürgermeister Kreusler. „Wir wollen noch eine halbe Stunde warten."

Doch auch diese verfloß, ohne daß der Vermißte erschienen wäre. Man fing an, ungeduldig zu werden. Unmöglich ließ sich der Beginn der Vorstellung noch länger hinausschieben und eine Abänderung des Programms wollte man doch auch bei so festlicher Gelegenheit und nach so pomphafter Ankündigung nicht vornehmen. — Was also thun? —

„Ich weiß die Arie auswendig und bin nöthigenfalls gern bereit, den Abwesenden zu vertreten," meldete sich Uhrmacher Meyer. „Aber woher das Kostüm nehmen? Wenn ich wenigstens einen griechischen Mantel hätte, den man geschickt drapiren könnte, dann ginge es schon."

„Meines Mannes Kostüm befindet sich bereits hier. Nehmen Sie davon, was nöthig ist," sagte Sabine, die dem so schnöde im Stich gelassenen Verein dieses Opfer zu schulden glaubte, mit schwacher Stimme. „Was ich von einer derartigen Pflichtvergessenheit und Rücksichtslosigkeit Rudolph's denken soll, ist mir ein Räthsel."

Als Meyer bald darauf, in den blauen Mantel gehüllt, der die viel zu kurze Tunika verbergen mußte, auf die Bühne trat, flogen ihm zwei kolossale mit breiten Schleifen verzierte Lorbeerkränze entgegen, über deren Spender man absolut nichts erfahren konnte. Der Gärtnergehilfe, welcher sie geworfen, behauptete nicht das Mindeste zu wissen und nur den Auftrag eines Anonymus ausgeführt zu haben.

Tief gebeugt wankte Sabine nach Hause, in der sicheren Hoffnung, den Saumseligen dort vorzufinden; allein Guste erklärte, nichts gesehen und nichts von ihm gehört zu haben.

„Mein Gott, was hat denn das zu bedeuten?" klagte die bekümmerte Gattin. „Wenn er nicht bald kommt, werde ich ängstlich."

Es schlug zehn — es schlug elf Uhr — doch von dem Vermißten zeigte sich keine Spur.

„Jetzt warte ich keine Minute mehr. Es muß nach ihm gesucht werden. Guste, zieh' die Kinder an und dann gehen wir in den „Blauen Fuchs."

Fritzchen und Moritz, Agathe und Hannchen erhoben freilich ohrenzerreißenden Einspruch gegen diese unerwartete Störung ihrer nächtlichen Ruhe, mittels einiger Chokoladentafeln und Zuckerringeln wurde jedoch die nöthige Stille wieder hergestellt.

Der Verein „Silberkehle" huldigte eben den Tafelfreuden, als Frau Sabine, von den Ihrigen begleitet, eintrat, fordernd, daß man sich energisch um das Schicksal des Verschwundenen bekümmern möge.

Die Versammelten schienen nicht besonders geneigt, sich in ihrer angenehmen Beschäftigung stören zu lassen, der Bürgermeister Kreusler klopfte jedoch an sein Glas und begann:

„Hochverehrte Herren und Sangesbrüder! Unser werthes Mitglied, Herr Kaufmann Stötzel, ist seit vielen Stunden unauffindbar. Man kann nur noch die traurige Möglichkeit in Betracht ziehen, daß er vielleicht zu weit in den Wald hineingegangen und dort verunglückt ist. Hier stehen seine angsterfüllte Gattin, seine weinenden Kinder —"

Die Worte vernehmend, riß Guste schnell dem kleinen Moritz die Zuckerbrezel, an der er mit größter Seelenruhe knabberte, aus der Hand. Infolge dessen stimmte er ein markerschütterndes Geheul an und der Herr Bürgermeister, der auf den Vorgang nicht geachtet hatte, fuhr fort:

„Der laute Jammer dieses Knaben muß jedes noch nicht vollständig verhärtete Herz rühren. Ich schlage vor, daß wir mit polizeilicher Hilfe nach dem Vermißten suchen."

Mit einem letzten Blick des Bedauerns auf die wohlgefüllten Schüsseln und kaum zur Hälfte geleerten Flaschen erhoben sich die Versammelten.

Die zwei Polizisten, über welche das Städtchen verfügte, wurden aufgestöbert und der Zug begab sich, nachdem man die Kinder nach Hause gebracht hatte, in das nahe gelegene Gehölz, welches den stolzen Namen „Wald" führte. Dort angekommen ließen die beiden Männer des Gesetzes den lauten Ruf: „Herr Stötzel!" ertönen. Der Gesangverein „Silberkehle" folgte sofort diesem Beispiel. „Herr Stötzel! Herr Stötzel!" erschallte es in allen Tonarten, während Guste die am Wege stehenden Sträuche schüttelte, als könne der Gesuchte möglicherweise zwischen den Zweigen liegen. —

Alles blieb stumm — vergebens durchstreifte man das Gehölz. Der vermißte Sangesbruder schien von der Welt verschwunden und so blieb nichts weiter übrig, als die schluchzende Gattin wieder heim zu geleiten.

Der kürzeste Weg wurde gewählt und dieser führte an der Hinterfront des Stötzel'schen Hauses vorbei, der gegenüber sich nur Bauplätze befanden.

Plötzlich rief Frau Sabine, auf ein gräßliches Fenster des Waarenhauses deutend:

„Dort oben sind Diebe!"

„Unmöglich!" wollte man beruhigen.

„Ja, ja!" beharrte sie. „Die Fenster sind immer fest geschlossen. Diebe haben sich eingeschlichen. Wie das möglich war, kann ich freilich nicht begreifen, aber sie sind da und räumen unter unsern Vorräthen auf."

„Das soll ihnen wohl vergehen!" erklärte der eine Polizist mit martialischer Miene. „Ich bleibe hier stehen und mein Kollege kann vorn aufschließen und sehen, was es giebt."

Sabine, deren Zähne aufeinander klappten, lieferte den Schlüsselbund ab. Die Sangesbrüder theilten sich in zwei Hälften, von denen die eine an der Hinterfront des Hauses Stellung nahm, während die andere dem mit gezogenem Säbel Voranschreitenden folgte.

Knarrend öffnete sich das erste Hofthor, dann das zweite und endlich die wohlversperrte Thüre des Waarenhauses.

„An dem Schloß ist nichts geschehen, die müssen dann früher hereingekommen sein," bemerkte der Beschützer der allgemeinen Sicherheit, stürmte aber plötzlich mit dem Siegesruf: „Halt, da ist schon einer! Vorwärts! Mir nach!" mitten zwischen den Fässern und aufgestapelten Zuckerballen dindurch. Hinter ihm her eilten die Tapfersten des Vereins. Aber was war das? Warum hemmten sie den raschen Lauf und blieben wie zu Salzsäulen verwandelt stehen? — — Ach, ein ebenso unerwarteter als jammervoller Anblick bot sich dar. Einer Leiche ähnlich, kreidebleich vor Zorn saß Herr Stötzel auf seinen Kaffeesäcken.

„Eingesperrt! — Eingesperrt!" rief er mit vor Wuth halb erstickter Stimme. „Geschrieen, geklopft, aus dem Fenster um Hilfe gerufen hab' ich — aber alles umsonst. Natürlich! Die Polizei ist immer dort, wo man sie nicht braucht. Erfahre ich aber je, wer mir den schändlichen Streich spielte, — denn es kann nur Einer gewesen sein, den Neid und Eifersucht dazu trieben, dann — —"

„Ach, mein Rudolphchen, rege Dich nicht auf! Es war unser unschuldiger Anton, der meinte Du seiest fortgegangen und habest die Schlüssel aus Versehen stecken lassen," beschwichtigte Frau Sabine. „Was fiel Dir aber auch ein, Dich hierher zu setzen? Warum thatst Du das?"

„Weil ich Ruhe haben wollte — Ruhe!" knirschte der Erzürnte. „Unglücklicherweise schlief ich ein und als ich erwachte, befand ich mich hier wie in einem Bürgverließ."

„Wenigstens kann ich Ihnen die beruhigende Versicherung geben, daß das Programm nicht abgeändert zu werden brauchte," beeilte sich der Uhrmacher Meyer mit boshaftem Lächeln zu sagen. „Ich hielt es für meine Pflicht, den abwesenden Sangesbruder zu vertreten und Ihre Frau Gemahlin hatte die Güte, mir den blauen Mantel zu leihen, und die — —"

Weiter kam er nicht. Herr Stötzel, der aufgesprungen war, sank wieder auf die Kaffeesäcke nieder und sein Antlitz bekam die Farbe einer reifen Pflaume. Man riß Fenster und Thüre auf, um ihm frische Luft zu schaffen, und empfahl sich sodann unter den lebhaftesten Versicherungen tiefgefühlten Bedauerns.

Es soll hernach noch einen sehr erregten Auftritt zwischen Sabine und Rudolphchen gegeben haben.

Die Kunde von dem traurigen Abenteuer verbreitete sich bald in ganz P.... und Umgegend. Mit bittersüßer Miene nahm Stötzel, wieder hinter dem Ladentisch stehend, die oft recht ironischen Beileidsäußerungen seiner Kunden entgegen, jedesmal aber wurde er bloß vor Entrüstung, wenn er an Meyer's Laden vorübergehend im Schaufenster die beiden riesigen Lorbeerkränze gewahrte. Ach, er wußte ja nur zu gut, wessen Geld sie gekostet hatten und wer dem Gärtner durch einen bezahlten und verschwiegenen Boten einschärfte, sie ja keinem andern als dem Sänger im blauen Mantel zu werfen.

Der erste Mouchard.

Mit dem verächtlichen Spitznamen „Mouchard" bezeichnet man seit länger als dreihundert Jahren die geheimen Polizeispione der niedrigen Sorte, welche man aller Schandthaten für fähig hält. Diese sonderbare Bezeichnung entstand im Jahre 1562, und zwar war's ein Buchhandlungsgehilfe, Jean Mouchard, dem zu Ehre, oder vielmehr zu Unehren das Wort zu solcher Bedeutung gelangte.

Im genannten Jahre hatte die Pariser Sorbonne als oberste Censurbehörde ein Verzeichniß aller von ihr verbotenen Druckschriften erscheinen lassen und von Seiten der höchsten Justizbehörde wurde mit Strafe bedroht, wer in Zukunft noch die eine oder andere der im erwähnten Verzeichniß genannten Schriften feilbieten oder auch nur im Besitz haben würde. Die vorhandenen Exemplare hatten abgeliefert werden müssen, um von Henkershand öffentlich verbrannt zu werden.

Die Sorbonne zeichnete sich nun damals Allem gegenüber durch ihre grenzenlose Bornirtheit aus, was Geist hieß. Viele schlechte Bücher wurden verboten, aber noch viel mehr gute; ja, man kann sagen, daß die guten und vernünftigen Bücher mit viel unsinnigerer Wuth verfolgt wurden, als die wirklich schlechten. So haben die Censurbehörden es ja bekanntlich immer gemacht. Denn, wie der Dichter so schön sagt: „Der menschliche Verstand hat seine Grenzen, doch keine Grenzen hat der Unverstand!"

Barbarische Strafen trafen die den Censur-Verboten zuwider handelnden Buchdrucker und Buchhändler. Die harmloseste Prozedur war noch die Ausstellung am Pranger oder im sogenannten „Drillhäuschen", welches langsam herumgedreht wurde, so daß man den in die Maschine eingeklemmten unglücklichen Sünder in seiner peinlichen Lage von allen Seiten sehen konnte. Gewöhnlich aber zog die Justiz, welche damals überhaupt nicht viele Umstände zu machen pflegte, es vor, die Märtyrer von der Presse hängen zu lassen. Bisweilen hieß es aber auch: zuerst Pranger, dann Galgen! So auch in dem merkwürdigen Falle, den wir erzählen wollen.

Ein angesehener Pariser Buchhändler war 1562 Pierre Renaudot. In seinem Geschäfte arbeitete als Kommis eben jener Jean Mouchard. Beide waren noch jung und verliebten sich in dieselbe junge Dame, welche den Principal dem Gehilfen vorzog, was diesen in nicht geringe Wuth brachte und ihn veranlaßte, auf das Verderben seines Nebenbuhlers zu sinnen. Eine Anzahl verbotener Bücher hatte Renaudot, der nichts Böses ahnte, durch seinen Gehilfen der Behörde ausliefern lassen und die Erklärung abgegeben, daß er weitere derartige Schriften in seinem Hause nicht mehr besitze. Doch Mouchard versteckte dann heimlich auf dem Lagerboden ein Packet von verbotenen Büchern und zeigte dann seinen Principal als Kontravenienten bei dem Gericht an.

Es wurde Haussuchung gehalten und man fand das Packet. Daraufhin wurde nun Renaudot verhaftet und trotz aller seiner Unschulds-Betheuerungen zu Pranger und zum Galgen verurtheilt.

Jean Mouchard war als Zeuge gegen ihn aufgetreten und hatte eine Belohnung erhalten. Er schmeichelte sich nun mit der Hoffnung, die Hand der schönen Pariserin zu erlangen, aber mit Abscheu wies sie ihn ab.

Als Renaudot am Pranger stand, versammelten sich auf dem großen Platz viele Zuschauer, welche das Loos des wackeren Mannes beklagten. Plötzlich gewahrte er auch seinen ruchlosen Kommis. Da beschuldigte er ihn vor allem Volke des falschen Zeugnisses und verfluchte ihn feierlich. Am Tage darauf wurde der unglückliche Buchhändler gehängt.

Jean Mouchard, in literarischen Angelegenheiten sehr bewandert, wurde darauf geheimer Spion der Censurbehörde und brachte mit arger List noch mehrere andere Pariser Buchhändler in's Unglück. Doch nur kurze Zeit betrieb er dies ebenso schändliche wie für ihn selbst gefährliche Geschäft. Eines Abends wurde er auf offener Straße von maskirten unbekannten Männern überfallen und niedergestochen.

Mouchard war aber nicht sogleich todt. Er lebte noch einige Stunden. Einen Beichtiger und eine Justizperson ließ er kommen und bekannte in schrecklicher Gewissensangst, daß er durch schändliche Tücke den unschuldigen Buchhändler Renaudot in's Verderben gebracht habe.

Seitdem nannte das Volk diejenigen Polizeispione, welche es für notorische Schufte hielt: „Mouchards". Die Landbevölkerung übertrug eine Zeit lang diese Bezeichnung auch auf die verhaßten Visitatoren oder Accisebeamten, welche an den Stadtthoren auf der Lauer standen. Als die Steuerverhältnisse sich allmälig besserten, wurde der fatale Schimpfname fortan den Zöllnern nicht mehr ertheilt; derselbe verblieb aber bis auf unsere Tage in Frankreich den geheimen Polizei-Spionen, wozon Viele ihn gewiß auch recht wohl verdienen.

Betrachtungen eines Rauchers.

Mancher zündet sich eine Cigarre an, wenn er nichts Besseres zu thun weiß; das ist kein echter Raucher, dieser weiß überhaupt nichts Besseres zu thun, als zu rauchen.

Ein Nichtraucher sagte zu einem Raucher: Das Vergnügen am Rauchen kann doch nicht im Rauche liegen, denn diesen bläst Ihr doch, kaum daß Ihr ihn in den Mund gezogen, wieder weg. Es handelt sich also bloß um die Bewegung des Einziehens und Ausblasens, diese könntet Ihr doch in wohlfeilerer Weise haben, wenn Ihr an der leeren Pfeife saugtet.

Allerdings, antwortete der Raucher, allein wir wüßten dann nicht, wann wir aufhören sollen. Dies geschieht jetzt, sobald die Pfeife leer ist.

Die klassische Köchin.

Hausfrau (zur neuen Köchin): „Die Küche ist zwar etwas klein...."

Köchin: „O, das thut nichts; Raum ist in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar!"

Durch die Blume.

Er (während des Essens): „Liebes Weibchen, ich vermuthe, daß in Deinem Kochbuch Drucktehler sind!"

Die Kraft der Eifersucht.

Richter: „Sagen Sie mir nur, meine Gnädige, wie konnten Sie, eine so kleine, zarte Dame, den Einbrecher, den dann starken Kerl, so lange festhalten?"

Zeugin (verschämt): „Es war dunkel — und ich — ich glaubte, es sei mein Mann, der mit unserer Gouvernante davonlaufen wollte!"